Nr. 625. XXXIV. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Freitag, 8. Dezember 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die Hundertjahrfeier des bayrischen Königtums.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" veröffentlichen eine Entschließung des Prinzregenten anläßlich der Jahrhundertfeier des Königreiches Bayern. Diese Entschließung gedenkt der hohen Stufe der kulturellen Entwickelung und der materiellen Wohlfahrt, zu welcher sich das Land emporgehoben hat, und bezeichnet als die wertvollste Errungenschaft den Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einem mächtigen Reiche, in dem Bayern sich geachtet und angesehen weiß. Wegen des andauernden leidenden Zustandes des Königs (Otto) solle indessen von einer Feier des bevorstehenden Gedenktages abgesehen werden. Das Volk und sein Königshaus seien zu eng miteinander verbunden, als daß es bei diesem Anlaß eines äußeren Gepränges bedürfe.

Die Entschließung des greisen Prinzregenten, die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Umwandelung des bayrischen Kurhutes in eine Königskrone nicht durch ein äußerlich wahrnehmbares Gepränge zu feiern, wird ganz gewiß in den weitesten Kreisen der bayrischen Bevölkerung und drüber hinaus im gesamten Deutschen Reiche nur einer verständnisvollen Zustimmung begegnen. Denn die Gründung des bayrischen, nicht minder aber auch des württembergischen wie des sächsischen Königreiches weckt unwillkürlich die traurigsten Erinnerungen aus unserer Geschichte. Die Entstehung dieser Kronen ist unauslöslich an die Gründung des Rheinbundes und an dessen Protektor an der Seine geknüpft. Die Erinnerung an des Vaterlandes tiefste Schmach steigt in unserem Gemüte wieder empor, sobald dieser Staatengründungen, dieser Königsschöpfungen von Napoleons Gnaden gedacht wird. Am besten ist es daher, jener furchtbaren Zeiten gar nicht erst zu gedenken. Es wäre denn, man wollte die historische Erinnerung an erlittene Schmach zu einer rückblickenden Einkehr in die Entstehungsgeschichte jener geschichtlichen Verhältnisse benutzen. Aber nun gar die hundertjährige Wiederkehr der Gründung des bayrischen Königtums durch eine prunkende Feier verherrlichen, das hieße, dem gegenwärtigen politischen und nationalen Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes ohne Unterschied der Parteien einen empfindlichen Schlag versetzen. Es ist daher nur mit einer gewissen Genugtuung zu begrüßen, daß von solch einer offiziellen Feier an der Jahr Abstand genommen wurde. Schon die Absicht war vom Uebel, und sie ist sicherlich dem Kopfe eines für festliche Veranstaltungen schwärmenden Hofbeamten entsprungen. Denn wir halten es für ausgeschlossen, daß einigermaßen politisch ernsthaft zu nehmender Mann im Königreich Bayern auf einen derartigen „sublimen" Gedanken verfallen konnte.

Mit dem an dem greisen Prinzregenten bekannten und gerühmten politischen Takte wird denn auch des historischen Momentes der bayrischen Königsgründung mit keinem Worte erwähnt, wohl aber auf die hohe Stufe der Kulturentwickelung hingewiesen, die Bayern im Laufe des letzten Jahrhunderts unter dem Schutze des Wittelsbachischen Hauses erreichen durfte. Aber als die „wertvollste" Errungenschaft dieses Jahrhunderts, auch für Bayern, bezeichnet der Prinzregent den Zusammenschluß der deutschen Staaten zu einem mächtigen Reiche. Das ist keine bloße Redewendung, sondern der Ausdruck einer innersten Ueberzeugung. Das ist eine deutliche, wenn auch indirekte Verurteilung jener für immer begrabenen Selbständigkeitsbestrebungen, die unter gegebenen ungünstigen Zuständen im Vaterlande mit Notwendigkeit zu einer Gründung wie der Rheinbund führen mußten.

Wäre Deutschland vor hundert Jahren nicht in solch schmähliche Zerrissenheit verfallen gewesen, der „Korse" hätte niemals seinen Fuß auf Deutschlands Nacken zu setzen vermocht. Diese Zeiten sind vorbei auf Nimmerwiederkehr. Selbständigkeitsbestrebungen einzelner deutscher Staaten sind seit der Begründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches völlig undenkbar. Innerhalb der Grenzen der Reichsverfassung führen die Einzelstaaten ein Verwaltungsdasein, das ihnen genügende Selbständigkeit gewährt, um sich ungehindert der Lösung der ihnen zugewiesenen kulturellen Aufgaben und Pflichten hingeben zu können. Innerhalb der Grenzen der Reichsverfassung genießen aber auch alle Einzelstaaten ein Maß von Achtung und Ansehen, dessen sie sich vor der Neuaufrichtung des Reiches niemals zu erfreuen hatten. Auch dieser unschätzbar segensreichen Einwirkung des Deutschen Reiches auf die Entwickelung Bayerns hat der Prinzregent ausdrücklich erwähnt in den Worten seiner Entschließung, die es bezeugen, daß sich Bayern im Deutschen Reiche „geachtet und angesehen weiß".

So möge es auch in dem eben anhebenden zweiten Jahrhundert bleiben!

Das Auslandecho der Bülow-Rede.

Rom, 8. Dezember. (Privat-Telegramm.) Die Tribuna ist bisher das einzige Blatt, das die Rede des Reichskanzlers Fürsten Bülow bespricht. Das Blatt fragt, ob Bülows Besorgnis einer antideutschen Koalition berechtigt sei. Kein Bündnis in der Welt sei für die Ewigkeit bestimmt, und so werde auch einmal, wenn auch voraussichtlich nicht allzubald, das Stündlein des Dreibundes kommen. Fürst Bülow schlage heute Alarm nicht etwa aus parlamentarischen Gründen, sondern weil er trotz seiner Geistesklarheit von der Idee der Expansionspolitik beherrscht sei, aber nicht verstanden habe, daß das stete Hervordrängen Deutschlands bei manchen anderen Mächten den Glauben erwecken könne, es würden ihre Rechte verletzt. (!) Deutschlands Politik sei zweifellos aufrichtig und loyal, und gerade deshalb schätzen die Italiener die Freundschaft Deutschlands so sehr. Deutschlands Politik sei auch im wesentlichen friedlich, aber die Friedensbeteuerungen, die man immer mit der Hand am Degengriffe und gerunzelten Augenbrauen mache, verlieren an Bedeutung, wenn sie nicht gar den verbündeten Freunden und Nachbarn Mißtrauen einflößen. Die „Tribuna" schließt mit der Versicherung der Freundschaft für Deutschland; eben dies sei der Grund ihres offenen Hervorhebens jener Gefahr.

Die übrige Presse schweigt andauernd, obschon der Stoff doch wahrhaftig zu Kommentaren Anlaß bot. Nur das demokratische Morgenblatt „Gittadino" bringt heute einen Artikel, der aber so gefalzen und gepfeffert ist und von Ausfällen gegen die deutsche Politik strotzt, daß es unmüß ist, ihn wiederzugeben.

London, 7. Dezember. (W. T. B.) Zu der Rede des Reichskanzlers bemerkt der „Standard": Wenn Empfindlichkeit und Spannung vorhanden sind, so ist dies auf die Beharrlichkeit zurückzuführen, mit der uns Deutschland eine Eifersucht oder eine Feindseligkeit zuschreibt, deren wir uns nicht bewußt sind. Gegenseitige Höflichkeit wird nicht gefördert, wenn eine der Parteien annimmt, daß die andere Abneigung gegen sie hegt. Der gewöhnliche Engländer kann keinen Punkt auf der Weltkarte entdecken, an dem ein Gegensatz der politischen Interessen zwischen ihm und den deutschen Konkurrenten im Handel besteht. Eines der Mittel, die Verstärkung der deutschen Flotte zu entstehen, ist das, glauben zu machen, daß das englische Volk den Vorsatz Deutschlands übel aufnehme, eine angemessene Seestreitmacht zu unterhalten. Für diese Annahme besteht keine Berechtigung.

„Morning Post" sagt: Entweder versteht Fürst Bülow die Engländer nicht, oder er hat die Absicht, die Wiederherstellung freundlicher Gefühle zu verhindern. Wir hatten manche Jahre hindurch mit Abneigung gegen England in Deutschland zu rechnen, und in führenden deutschen Kreisen ist noch keine Tendenz gegen diese gefährliche Spannung bemerkbar geworden. — Der „Daily Telegraph" meint, indem er des Kanzlers Anspielung auf trübe Tage und den Dreibund bespricht, eine derartige Sprache sei wenig zuversichterweckend. Befriedigender sei die Bezugnahme auf das englisch-japanische Bündnis, doch müsse die Begründung, Deutschlands Politik im fernen Osten sei identisch mit der Englands, mit einiger Zurückhaltung aufgenommen werden. Aber die Erklärung über die gegenwärtigen Absichten sei durchaus befriedigend. Wir können, schließt das Blatt, die Rede als ein Anzeichen nehmen, daß Deutschland keinen Wunsch hegt, den status quo im fernen Osten zu stören. Inbezug auf Marokko tadelte der Reichskanzler die nicht zu rechtfertigende Politik, die Interessen anderer zu ignorieren, aber er tat es in einer Weise, die wenig dazu beitragen wird, ein glattes Arbeiten der Konferenz zu fördern.

Die „Times" sagt, sie könne es kaum für staatsmännisch erachten, die nationalen Vorurteile zu taktischen Zwecken anzurufen. Das gute Einverständnis, das England mit Deutschland wünsche, würde mehr Aussicht auf Verwirklichung haben, wenn die deutschen Staatsmänner andere Methoden als Angriffe und Verdächtigungen gegen England ausfinnen könnten, um ihre Kasten zu füllen. England werde sehr erfreut sein, wenn gute Beziehungen mit Deutschland an Kraft gewönnen, ihre Herstellung sei ebenso möglich wie wünschenswert, aber möglich nur unter Bedingungen. Wenn ein paar Jahre hingegangen sein würden, ohne daß neuer Grund entstanden sei, Deutschland in Verdacht zu haben, daß es Pläne gegen Frieden und Wohlfahrt seiner Nachbarn mache, dann werde unter den Engländern das Vertrauen als natürliche Saat hervorsprießen, wie es mit Frankreich der Fall gewesen sei.

△ **Paris,** 8. Dezember. (Privat-Telegramm.) Die Rede des Fürsten Bülow hat besonders in politischen Kreisen die Verstimmung eher vermehrt als vermindert. Man ist hier eben in einer Gemütsverfassung, in der man selbst harmlose Worte, die vor einem Jahre niemanden gekränkt hätten, als unfreundlich empfindet. Die Wendung des Reichskanzlers, daß neue Mißhelligkeiten zu fürchten seien, wird als abermalige Drohung aufgefaßt. Die „Debats" schreiben: Der der allgemeinen Situation gewidmete Teil der Rede zeichnet sich besonders durch den Ton des Mißtrauens aus, der seit einem Jahre allen offiziellen und offiziösen deutschen Erklärungen eigen ist. Es wird für unsere Nachbarn ein Dogma, daß Deutschland überall gehaßt wird. Das Hauptstück der Rede betrifft Marokko. Fürst Bülow bringt abermals diese retrospektiven Beschuldigungen vor, die nicht wenig dazu beigetragen haben, die heute existierende Verstimmung zu schaffen. Wozu dient es, fortwährend die alten Vorwürfe wiederzukäuen? Diese Politik (Delcassés) ist seit dem Monat Juni verurteilt worden. Und die Ausdauer, mit der Deutschland unablässig auf sie zurückkommt und eine Quelle unerschöpflicher Verbitterung daraus macht, kann uns nur auf die Idee bringen, daß wir uns schwer getäuscht haben, als wir glaubten, es würde etwas helfen, wenn wir unsere Versöhnlichkeit bewiesen. Gerault Richard sagt ironisch, die einzige Gefahr, die Deutschland bedrohe, bedrohe die Börse der deutschen Steuerzahler. Die Deutschen wären im Irrtum, wenn sie an andere Gefahren glauben wollten. Das „Echo de Paris" erklärt, dieses von dem, was Fürst Bülow über die Marokko-Frage gesagt habe, werde durch das in der nächsten Woche erscheinende Gelbbuch widerlegt werden. Das Gelbbuch werde die Herrn Saint René Taillandier erteilten Instruktionen enthalten und beweisen, daß der Gesandte niemals autorisiert worden ist, im Namen Europas zu sprechen.

„Der Vorwärts-Konflikt"

ist eine Broschüre überschrieben, die eine Sammlung sämtlicher Schriftstücke über den neuesten sozialdemokratischen Skandal bringt. Die sechs an die Luft gesetzten Redakteure, von denen diese interessante Publikation ausgeht, bemerken einleitend:

„Es handelt sich nicht bloß um die moralische Stellung der Parteiredakteure in der Partei — der jetzige Konflikt entscheidet über die ganze innere Gesundheit der Organisation der deutschen Arbeiterbewegung. Es ist die Frage der Würde aller verantwortlichen Vertrauenspersonen in der Demokratie, die auf dem Spiele steht; es ist die Entscheidung zu treffen, ob statt des Systems absoluter Oeffentlichkeit die Methode des heimlichen Gerichts, statt der offenen Aussprache die hinterlistige Verdächtigung, statt des parteigenössischen Vertrauens die dunkle Intrige, statt vernünftiger Ueberlegung die blinde Laune, statt der sicheren Tatsache die willkürliche Stimmung, ob endlich das Regiment der geschmeidigsten Demagogie, des persönlichen Ehrgeizes und des skrupellosen Strebertums in der

Der Sammler.

[Nachdruck verboten.]

△ **Paris,** 6. Dezember.

T. W. Während an der Pariser Börse die Russenkurse mit Ausdauer und Geschwindigkeit niedergingen, und während in zwei oder drei Stunden — wenigstens scheinbar — fünfhundert Millionen verloren wurden, bezahlte man in der Rue de Sèze, in dem Ausstellungshause von Georges Petit, 420,000 Frank für ein Gemälde von Fragonard und 300,000 Frank für eine Tapisserie. Die Versteigerung der Gemälde, der Tapisserien, Porzellane und Möbel, die Herr Cronier hinterlassen hat, war ein großes Ereignis, und sie war in mehr als einer Beziehung charakteristisch und interessant. Sie offenbarte wieder den gewaltigen, stetig wachsenden und von allen Panama-, Zucker- und Russenkrisen kaum berührten Finanzreichtum Frankreichs, und sie verkündete aufs neue, welch fabelhafter Kunstreichtum in den Pariser Privathäusern versteckt ist. Aber diese Versteigerung, die 5 Millionen 198,031 Frank ergab, bewies auch wieder, daß die Eitelkeit einiger Geldfürsten und die Schlauheit eines Händler-Syndikates jetzt die tollsten Uebertreibungen begünstigen. Und sie zeigte neben der schönen Liebhaberei die unschöne Prahlerei, neben der künstlerischen Freude den erkünstelten Snobismus und neben dem feinen Verständnis den groben Unverstand.

Ich habe mehrfach erzählt, daß so ziemlich jeder gebildete Pariser ein Sammler ist, daß jeder ein paar alte Möbel, ein paar alte Bilder oder ein paar alte Graviren besitzt, und diese Dinge mit Stolz und mit Eifersucht behütet. Die Liebe für die Kunst und das Kunsthandwerk des 18. Jahrhunderts erwachte erst unterm zweiten Kaiserreich, die Brüder Goncourt zählten zu den ersten Sammlern und Entdeckern des „dix-huitième", und fast alle Sammlungen, in denen diese schmeichlerische Kunst den Ehrenplatz einnimmt, sind in den letzten fünfzig Jahren entstanden. Unter diesen Pariser Privatsammlungen war die Sammlung des Herrn Cronier gewiß eine der besseren, aber sie zählte doch keineswegs zu den ganz großen und berühmten, und sie wurde nicht erwähnt, wenn die Sammlungen der Rothschilds, der Madame Edouard André, der Herren Groult, Kann, Chéramy und Camondo genannt wurden. Vielleicht hatte sie nur keine Zeit gehabt, einen solchen Ruhm zu erlangen, denn Herr Cronier hatte sie in fünf Jahren eilig zusammengebracht, und als das fünfte Jahr vollendet war, erschoß sich der glückliche Besitzer. Erst nach diesem Selbstmord und nach dem Zuckerkrach kam die Sammlung des Herrn Cronier ans Tageslicht, und erst als man erfuhr, was Herr Cronier verloren, erfuhrte man auch, was er besessen.

Der Künstler des 18. Jahrhunderts, dessen Bilder heute am höchsten bezahlt werden — so hoch wie die Bilder Watteaus und höher als die Bilder all der anderen — ist Fragonard, der Maler der Dubarry. Fragonard, der die Grazie seiner Epoche bisweilen mit der urwüchsigen Kraft Franz Hals' vereinte, der bald mit kühnster Frivolität, bald mit zartester Innigkeit malte, der nie kleinlich und schwächlich wurde, sondern immer aus dem Vollen schöpfte, ist in den Tagen Davids und des Klassizismus fast in Dürftigkeit gestorben. Die schönsten seiner Bilder befinden sich im Louvre, in der Rothschild-Galerie in Paris und in der Wallace-Kollektion in London; Pierpont Morgan hat für eine Million Fragonards Liebesbyrlins erworben, und auch Herr Cronier hätte zwei Fragonards in seiner Sammlung. Das eine dieser beider Bilder, „Billet doux", ist jetzt für 420,000 Frank in die Hände eines Händlers gewandert, das andere, „La Liseuse", gelangte für 150,000 Frank an Herrn Ducret. Keines dieser beiden Bilder läßt sich den wirklichen Meisterwerken Fragonards vergleichen.

Von dem vornehmen und stillen Chardin besaß Herr Cronier zwei Gemälde, den „Bolant", den Henri de Rothschild für 140,000 Frank kaufte, und eine „Wäschelvielerin", die vielleicht ebenso wertvoll wie der „Volant" ist und es doch nur auf 60,000 Frank gebracht hat. Die Pastelle La-Tours (darunter ein köstliches Selbstporträt) wurden mit 70,000 und 77,000 Frank bezahlt, zwei dekorative Bilder eines unbekannten Meisters mit 180,000 Frank, eine „Mare dans la Forêt" von Rousseau mit 110,500 Frank und das Porträt der Madame Tocqui von Nattier mit 65,000 Frank. Der Kunsthändler Seligmann gab 152,000 Frank für einen sehr minderwertigen Watteau, die Corots und die Duprés brachten es auf 50- oder 60,000 Frank, Daumiers Bilder aber, die fünf Jahre lang-töricht überzahlt wurden, sinken bereits wieder in der Wertschätzung und erreichten nur mühevoll 17,100 Frank. Daß ein herrlicher Gainsborough, das Porträt des Sir John Campbell, für 65,000 Frank fortging, während ein mäßiger Watteau mit 152,000 Frank bezahlt wurde, könnte merkwürdig scheinen, wenn man nicht wüßte, wieviel bei solchen Versteigerungen vom Zufall, von Launen und anderen „Imponderabilien" abhängt.

Erheblich wilder noch ging es im Hause des Herrn Georges Petit am nächsten Tage zu, als die Tapisserien, die Porzellane und die Möbel an die Reihe kamen. Daß die Beauvais-Tapisserien nach Boucher 300,000, 125,000 und 102,000, die Gobelins nach Coypel 200,000 und die Gobelins nach Watteau, Gillot und Bébrain je 158,000 Frank brachten, war nicht allzu erstaunlich, denn diese Tapisserien waren ungewöhnlich schön, und solche Stücke kommen nur noch selten in den Handel. Auch daß ein großes Kanapee, zwei kleine Kanapees und vier Fauteuils mit Beauvais-Tapisserie für 205,000 und ein anderes Kanapee und fünf Fauteuils für 141,000 Frank Liebhaber fanden, schien einigermaßen begreiflich, denn so prachtvolle und so gut erhaltene Tapisseriemöbel sind nicht alle Tage zu finden. Aber es gab da, außer drei anderen Fauteuil-Garnituren, zwei nicht überaus interessante Louis XV.-Kommoden, die je für 61,000 Frank zugeschlagen wurden, zwei Kandelaber in vieux Saxe, die 39,000 Frank eintrugen, eine sehr restaurierte Regence-Kommode, für die man 45,000 Frank erlegte, und einen Louis XV.-Schreibtisch, den Herr Seligmann für 115,000 Frank erstand. Diesen Schreibtisch hatte der Kunsthändler Chappey bei der Versteigerung der Sammlung Josse für 55,000 Frank erworben und dann für 125,000 an Herrn Cronier verkauft. Und Herr Seligmann selber hatte Herrn Cronier für 75,000 Frank eine Uhr aufgehängt, die er nun — in der Hoffnung, dieses Geschäft zu wiederholen — für 33,000 zurücknahm.

Man sieht, wie willkürlich diese Preise hin- und herschwanken, und wie heute 33,000 Frank wert sein kann, was gestern 75,000 wert war und morgen vielleicht 100,000 kosten wird. Rochefort, der ein abgetakelter Polemift, aber ein kluger Kunstkenner ist, hat sehr richtig gesagt, bei einem Bilde komme es vor allem darauf an, an welchem Nagel es hänge, und er hat damit ausdrücken wollen, daß in einer sensationellen Versteigerung zehnmal soviel gezahlt wird wie in dem Kramladen eines kleinen Händlers. Die Goncourt, Richard Wallace und der verstorbene Czozat, der seine wundervolle Sammlung dem Louvre hinterließ, pflegten anders